



Foto: Jonas Opperskali für DIE ZEIT (Ostjerusalem 10.12.2017)

Hani Assuli, 31, ist Student. Im Hintergrund sieht man Ostjerusalem

Von wegen Intifada

Viele junge Palästinenser sind des Widerstands müde. Sie haben den Glauben an einen eigenen Staat verloren **VON LEA FREHSE**

Am Damaskustor der Altstadt von Jerusalem ist alles vorbereitet für dramatische Szenen: Auf den Stufen, die wie ein Amphitheater vom Tor in die Neustadt führen, haben etwa hundert Reporter aus der ganzen Welt Kameras und Mikrofone aufgebaut. Manche von ihnen tragen Helm und schusssichere Weste. In der nahen Al-Aksa-Moschee beten die Gläubigen in diesem Moment das erste Freitagsgebet, seit US-Präsident Donald Trump erklärt hat, sein Land erkenne Jerusalem fortan als Hauptstadt Israels an. Die Reporter sind gerüstet für den großen Knall: Sollten die Palästinenser auf die Entscheidung mit einem Volksaufstand reagieren, er dürfte hier und heute beginnen. Es wäre ein denkwürdiges Datum: Auf den Tag genau vor 30 Jahren begann in Jerusalem die erste Intifada.

Als die ersten Männer mit ihren Gebetsteppichen durch das Tor treten, sind alle Kameras auf sie gerichtet. Doch sie eilen einfach davon. Bis auf einen Pulk von zwei Dutzend Männern und Frauen, die Sprechchöre anstimmen und sich ein kurzes Gerangel mit der Polizei liefern, passiert nichts. »Schau, wie viel Presse da ist«, sagt einer der Vorbeigehenden zu seinem Nebenmann. Es klingt belustigt. Mit einem Mal sind die Rollen verkehrt: Die Welt ist in Aufruhr. Die Palästinenser schauen befremdet darauf.

Es bleibt an diesem Tag nicht überall so ruhig wie am Damaskustor. Im Gazastreifen inszenieren bewaffnete Brigaden einen Aufmarsch und feuern mehrere Raketen auf Israel ab. Beim Gegenschlag der israelischen Armee sterben zwei Palästinenser. Zwei weitere Palästinenser sterben im Westjordanland bei Straßenschlachten mit der Armee. Doch der »Zorn«, zu dem der Präsident der palästinensischen Autonomiebehörde Mahmud Abbas aufgerufen hatte, oder gar eine »neue Intifada« (Hamas-Chef Ismail Haniya) will partout nicht stattfinden.

So liegt die Besonderheit an diesem Tag weniger im Lärm von Schüssen und martialischen Worten. Sie liegt in der Ruhe am Damaskustor. Doch was hat die Ruhe zu bedeuten?

Die ersten Reporter haben die Kameras schon wieder abgebaut, als Musa Abbasi und Hani Assuli an die Stufen vor dem Tor treten. Die Palästinenser, beide 31, sind wenige Hundert Meter entfernt von der Al-Aksa-Moschee aufgewachsen. Vor wenigen Jahren waren sie es noch gewesen, die eine Demo vor dem Damaskustor organisiert hätten. Heute haben sie so lange geschlafen wie selten. Bis spät am Abend sind sie am Vortag durch den Osten der Stadt gefahren, haben zugeschaut, wie sich Jugendliche, deutlich jünger als sie selbst, Schärmützel mit der israelischen Polizei lieferten. Ein denkwürdiger Abend für die beiden: Abbasi ist einer der bekanntesten Köpfe der Fatah-Jugend, auch Assuli ist Fatah-Aktivist. Fatah ist die nationale Befreiungsbewegung, seit Jahrzehnten dominiert sie das politische Geschehen in Palästina. Wenn es um die palästinensische Sache ging, haben junge Fatah-Männer wie sie bislang immer an vorderster Front gestanden. Plötz-

lich fanden sie sich im Abseits wieder. »Das waren einfache Jungs, die Steine werfen. Die sind keinem Kommando gefolgt«, sagt Abbasi. Als er zu Hause ankam, sagt Abbasi, habe er sich müde gefühlt wie seit Jahren nicht mehr. Vor allem aber machtlos.

Abbasi und Assuli bin ich vor etwa sieben Jahren das erste Mal begegnet. Die beiden engagierten sich in palästinensisch-israelischen Kooperationsprojekten, ich war freie Journalistin in Jerusalem. Man traf sich gelegentlich bei Veranstaltungen, die häufig »Frieden« und »Zukunft« im Titel trugen. Junge Erwachsene wie sie, engagiert in ihrer palästinensischen Nachbarschaft, Aktivisten der mächtigen Fatah-Bewegung, galten als die Führer von morgen. Warum sind sie jetzt nicht auf den Straßen, bei den Demonstrationen?

Assuli antwortet schnell und ernst: »Ich war erst geschockt von dem, was Trump gesagt hat. Er hat die Idee von zwei Staaten begraben! Aber dann dachte ich: Warum soll das so schlimm sein? Es hat doch niemand mehr daran geglaubt. Vor Ort hat Israel längst Fakten geschaffen.« Abbasi widerspricht: »Es ist trotzdem ein mächtiges Zeichen: Wir Palästinenser sind jetzt ganz allein. Die USA sind kein Vermittler mehr, und die arabischen Staaten tun nichts dagegen. Und unsere Führung? Die hat keine Idee, wie es weitergehen soll.«

Die beiden sind mit Mohammed Matar verabredet, den alle nur Abu Hassan nennen, einem der wichtigsten Fatah-Aktivisten der Stadt mit besten Verbindungen ins Zentralkomitee der Bewegung. Er, das hoffen sie, kann ihnen genauer sagen, was in der Führung wohl diskutiert wird. Auch Abu Hassan ist Jerusalemer, allerdings von der anderen Seite der Mauer. Sein Viertel Al-Assarje liegt jenseits der israelischen Sperranlage. Anders als Abbasi und Assuli hat er keinen Jerusalemer Aufenthaltstitel des Staates Israel, sondern einen palästinensischen Pass, nach Jerusalem kann er deshalb nicht einfach kommen. Sie haben sich deshalb in Bethlehem verabredet.

Auf der zwanzigminütigen Fahrt dorthin wird sichtbar, was Assuli meint, wenn er sagt, Israel habe Fakten geschaffen. Linker Hand, gen Osten, sind die palästinensischen Viertel spärlich beleuchtet. Rechts ziehen die hell erleuchteten Viertel des israelischen Westjordanlands vorbei. Nur wer die politische Karte der Stadt im Kopf hat, weiß, dass ganze Stadtviertel – rechtlich gesehen – gar nicht in Israel liegen. Sie wurden auf Land errichtet, das eigentlich zu den von Israel besetzten palästinensischen Gebieten zählt: jüdische Siedlungen.

Der Weg nach Bethlehem führt durch einen Checkpoint der israelischen Armee. Die Mauer aus grauem Beton, die Jerusalem vom Westjordanland trennt, ist hier etwa sieben Meter hoch und voller Graffiti. Seit Kurzem ist ein neues darunter: Es zeigt Trump, den Kopf bedeckt mit einer Kippa, betend. Das Motiv ist echt, ein Foto dieser Szene entstand bei Trumps Besuch in Israel im Frühjahr. Allerdings an der Klagemauer.

Die drei Jerusalemer begrüßen sich in einem Restaurant am Stadtrand mit herzlichen Umarmungen. Es ist Monate her, dass sie sich zuletzt gesehen haben. Die Mauer macht Besuche schwer. Doch das

ist sicher nicht der einzige Grund, sagt Abbasi: »Wir machen kaum noch Aktionen.«

Abu Hassan, 41, tiefe Stimme, tiefe Lachfalten, sagt es so: »Wir, die ehemalige Jugend, haben den Widerstand getragen. Aber das ist nicht mehr gewünscht.«

Was soll das heißen?
»Erinnerst du dich an das Camp?«, fragt mich Abu Hassan. Ich erinnere mich gut. Vor etwa vier Jahren hatte Abu Hassan mit anderen Aktivisten eine Hügelkuppe besetzt, baute Zelte auf, palästinensische Fahnen wehten darüber. Der Hügel, in Besitz einer palästinensischen Familie, drohte für eine neue israelische Siedlung beschlagnahmt zu werden. Für ein paar Wochen sah es so aus, als beginne hier eine neue Phase, der zivile Widerstand. Doch nach vier, fünf weiteren Besetzungen schloffen die Aktionen ein.



Musa Abbasi, 31, leitet ein Jugendprojekt in Ostjerusalem



Abu Hassan, 41, lebt in Jerusalem, aber jenseits der Mauer

»Wir wurden dafür von israelischen Soldaten geprügelt und verhaftet«, sagt Abu Hassan. »Aber aufgehört haben wir, weil wir Order von den eigenen Leuten bekamen. Man wollte uns vorschreiben, wann, wo und wie wir unsere Aktionen zu machen hatten.«

Für Assuli liegt darin System: »Die palästinensische Führung hat es sich in ihren Ministerien bequem gemacht. Sie wollen den Status quo gar nicht verändern. Es gibt keine Vision mehr für die Zukunft!« Die Korruption der Fatah-Führung um Präsident Abbas ist in Palästina seit Langem ein offenes Geheimnis. Doch das ist neu: Die Führung hat ihre Autorität verloren, die Basis die Orientierung.

An dieser Stelle brechen Biografien. Abbasi, Assuli, Abu Hassan sind drei, die ihr Leben untrennbar mit dem Streben nach nationaler Unabhängigkeit verweben haben. Mit all den moralischen Höhen und Tiefen, die diesen Kampf ausmachen. Abbasi saß mit 14 das erste Mal im Gefängnis, nach

dem er, wie er erzählt, zusammen mit drei Freunden 97 Molotow-Cocktails auf israelische Siedlungen geworfen hatte. Abu Hassan griff während der zweiten Intifada (2000 bis 2005) zu scharfen Waffen, er saß mehrfach in israelischen Gefängnissen. Auch Assuli war schon in Haft, allerdings ohne Urteil. Das Militärrecht der Besatzer erlaubt es Israel, Erwachsene ohne Angabe von Gründen quasi unbegrenzt in eine sogenannte Verwaltungshaft zu nehmen. Assuli erwischte es damals bei einer Demonstration.

Aber diese Männer haben sich auch immer für eine Zukunft in Frieden eingesetzt, für ein unabhängiges Palästina neben einem unabhängigen Israel. Über Jahre widmeten sie ihre Freizeit einem Projekt, in dem sie sich mit jungen Israelis darüber austauschten, wie sich eine gemeinsame Zukunft politisch gestalten ließe. Sie taten das mit Leidenschaft und auch gegen Widerstände in den eigenen Familien. Alles für die nationale Sache, für Fatah. Wenn man sie reden hört, dann klingt es so, als sei ihr Ziel verloren gegangen.

Abu Hassan fährt am nächsten Tag mit dem Auto nach Ramallah, um sich im Fatah-Hauptquartier mit anderen Aktivisten aus dem gesamten Westjordanland zu treffen. Die wichtigsten Figuren des zivilen Widerstands kommen dort zusammen bei Mahmud al-Alul. Er ist Mitglied des Zentralkomitees der Fatah und gilt als jugendfreundlich. Al-Alul, heißt es in Parteikreisen, könnte dem 82-jährigen Abbas als Präsident nachfolgen. Es wäre eine Verjüngung ganz im Stile der in die Jahre gekommenen Bewegung: Al-Alul ist 67. Etwa zwei Dutzend Aktivisten, alles Männer über 40, verschwinden für die vertrauliche Besprechung in Al-Aluls Büro. Als sie nach einer Dreiviertelstunde wieder herauskommen, sind ihre Gesichter kaum weniger mürrisch als zuvor. Einer sagt nur: »Es gibt keinen Plan.«

Als Abu Hassan anschließend nach draußen tritt, macht er auf dem Absatz kehrt. Die Luft ist voller Tränengas. Etwa 400 Meter entfernt, direkt am Stadtrand von Ramallah, liegt die zentrale Militärverwaltung der israelischen Armee für das Westjordanland. Vor dem befestigten Komplex werfen Jugendliche mit Schleudern Steine gegen verummte Soldaten. Die antworten mit Gummigeschossen und mit Tränengas in solchen Mengen, dass der Wind das Gas über den ganzen Stadtteil verteilt. Den Männern der Fatah-Bewegung laufen Tränen die Wangen herunter.

Es ist eine Szene, wie gemalt für die Erzählung vom Freiheitskämpfer, unterjocht von einer übermächtigen Armee. Doch in Palästina weiß man längst: Dieses Bild hat viele Schichten. Denn die Palästinensische Autonomiebehörde, mit deren Hilfe Fatah das Westjordanland regiert, kooperiert eng mit eben jener israelischen Militärverwaltung, aus deren Richtung das Tränengas herüberweht. Grund dafür ist die sogenannte Sicherheitskooperation, festgeschrieben in den Oslo-Abkommen der frühen neunziger Jahre. Das Abkommen, das Ischak Rabin und Jassir Arafat 1993 mit dem berühmten Handschlag vor dem Weißen Haus besiegelten, tauschte Unabhängigkeit gegen Sicherheit: Die Israelis erlaubten den Palästinensern den Aufbau einer autonomen Verwaltung. Die Palästinenser sicherten zu, die Waffen niederzulegen und in Sicherheitsfragen mit dem israelischen Militär zusammenzuarbeiten. Gedacht war das Abkommen als

Übergang für fünf Jahre, dann sollten die Kernfragen des Konflikts – darunter auch der Status von Jerusalem – gelöst sein. Nur: Zu dieser Einigung kam es nie. Stattdessen erstarkte in Israel eine rechte Bewegung, die den Siedlungsbau vorantreibt. In Palästina wurde die politische Führung zusehends korrupter und autoritärer. Und so dient die Sicherheitszusammenarbeit nicht mehr allein der Vision von zwei unabhängigen Staaten. Sie sichert vor allem die Macht der herrschenden Palästinenser über die eigene Bevölkerung. Das Ziel, die Moral, der Mythos – all das war schon zerstört, bevor Trump mit dem Hammer der Jerusalem-Entscheidung auf das Friedensprojekt einschlug. Welcher Weg aber bleibt noch?

Präsident Abbas hat noch zwei Optionen. Entweder er lässt sich von den Amerikanern zu Verhandlungen drängen, bei denen für die Palästinenser wohl nicht mehr zu gewinnen wäre als eine Selbstverwaltung, im besten Fall auch in einzelnen Vierteln in Ostjerusalem. Oder Abbas wirft das Handtuch und löst die Autonomiebehörde auf. Israel wäre dann für Millionen von Palästinensern in den besetzten Gebieten verantwortlich.

Es wäre eine Kopie des Jerusalem-Szenarios. Anders als das Westjordanland und den Gazastreifen hat Israel den Ostteil von Jerusalem annektiert. Wenn es also die Freiheit für die Palästinenser in einem eigenen Staat nicht geben kann, wäre sie erreichbar in dem einen Staat mit den Israelis?

Zum Abschied besuche ich die drei jungen Ostjerusalemmer in ihrem Alltag. Musa Abbasi hat im Stadtteil Silwan ein neues Büro bezogen. Es ist von Häusern umgeben, die sich israelische Siedler mit zweifelhaften Mitteln zu eigen gemacht haben. Über die Straßen gehen diese neuen Nachbarn nur in Begleitung bewaffneter Wachmänner. Ich treffe Hani Assuli an seinem Lieblingsplatz mit Blick auf die Altstadt. Woher stammt die Schramme an seinem linken Auge? Er zeigt ein Video: Am Vorabend haben ultraorthodoxe israelische Jugendliche das Auto, in dem er mit seinen Brüdern heimfuhr, mit Steinen und Tritten attackiert, es kam zu einer Prügelei. Die Polizei schritt ein, die Palästinenser mussten auf die Wache. Abu Hassan treffe ich hinter der Sperranlage. Er zeigt mir Stellen in der Mauer, in die er und seine Freunde einst mit Vorschlaghämmern Löcher schlugen. Die Mauer läuft mitten durch ein Wohngebiet, es ist nachmittags still. Plötzlich aber gibt es einen ohrenbetäubenden Knall. Eine Blendgranate explodiert direkt vor Abu Hassans Füßen. Es dauert ein paar Sekunden, bis wir verstehen, woher sie kommt. Drei israelische Soldaten stürmen durch eine stählerne Tür in der Mauer, automatische Waffen im Anschlag. Hier seien doch Steine geflogen!, schreit einer von ihnen auf Hebräisch. Das stimmt nicht. Doch die Wahrheit zu diskutieren hilft hier kaum weiter, wir rennen zum Auto. Der mächtige Abu Hassan wird noch einige Minuten zittern. Dann schüttelt er sich kurz und sagt: »Manchmal würde ich das alles gern einfach hinter mir lassen. Aber es ist verdammt noch mal mein Zuhause.«